

Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein e.V.

(481.) Protokoll über die Arbeitssitzung am 14. November 2008

Anwesend: **Broeker**, Gudrun, Karlsruhe; **Brunner**, Paul, Karlsruhe; **Buschbeck**, Reinhard, Karlsruhe; **Drollinger**, Dr. Kuno, Karlsruhe; **Gartner**, Mechthild, Karlsruhe; **Gilg**, Johanna, Bruchsal; **Goldschmit**, Johannes, Karlsruhe; **Gorra-Hofmann**, Hannelore, Karlsruhe; **Günther**, Dr. Wolfgang, Karlsruhe; **Günther**, Susanne, Karlsruhe; **Güß**, Dr. Peter, Karlsruhe; **Himmelein**, Prof. Dr. Volker, Karlsruhe; **Kohlmann**, Richard, Karlsruhe; **Krimm**, Prof. Dr. Konrad, Karlsruhe; **Kühnel**, Dorothee, Karlsruhe; **Laubscher**, Rosemarie, Wörth; **Leiber**, Dr. Gottfried, Karlsruhe; **Mensch**, Dr. Wolfgang, Karlsruhe; **Müller**, Dr. Leonhard, Karlsruhe; **Müller**, Hermann, Waldbronn; **Müller**, Monika, Waldbronn; **Noe**, Dr. Georg, Ettlingen; **Roellecke**, Elga, Karlsruhe; **Roellecke**, Prof. Dr. Gert, Karlsruhe; **Salaba**, Dr. Marie, Karlsruhe; **Salaba**, Dr. Miroslav, Karlsruhe; **Schach**, Gerlinde, Karlsruhe; **Schillinger**, Erich, Karlsruhe; **Schmitt**, Hannelore, Karlsruhe; **Schwarzmaier**, Lore, Karlsruhe; **Schwarzmaier**, Prof. Dr. Hansmartin, Karlsruhe; **Schwinge**, Dr. Gerhard, Durmersheim.

Vortrag von

Dr. Hansmartin Schwarzmaier, Karlsruhe

über

Könige im Umfeld Friedrichs II. Mythenbildung und geschichtliches Vergessen bei den späten Staufern

Der Vortrag befindet sich, mit Anmerkungen und Abbildungen, im Druck in: Mythos Staufer, hrsg. von Volker Herzner und Jürgen Krüger. Akten der 5. Landauer Staufertagung 1.-3.Juli 2005. Speyer 2010.

Vorbemerkung

Zu den Überlegungen, die diesem Beitrag vorausgingen, gab es drei ganz verschiedene Anstöße und Anlässe. Ausgangspunkt war die 5. Landauer Staufertagung im Juli 2005 zum Thema „Mythos Staufer“, wobei ein Großteil der dort gehaltenen Vorträge von Historikern, Kunsthistorikern, Architekten und Literaturwissenschaftlern im Zeichen Friedrichs II. standen, jenes genialen Kaisers, des Letzten aus staufischem Hause, der als „stupor mundi“, als „Verwandler der Welt“ von seinen Zeitgenossen wie den Nachkommenden gerühmt wurde. Mein eigener Beitrag galt dem „vergessenen König“ und befasste sich mit Heinrich, dem Sohn

Friedrichs II., den ich als „Antimythos“ dem großen Kaiser zur Seite gestellt habe. Einiges daraus wird in verkürzter Form in diesem Beitrag wiederkehren.

Einen zweiten Anstoß bildete das „Gedenkjahr“, das 2008 an den staufischen König Philipp von Schwaben erinnert, den jüngsten Sohn Kaiser Friedrich Barbarossas, der am 21. Juni 1208 in Bamberg von dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach ermordet wurde. Die 800jährige Wiederkehr dieses Ereignisses, des ersten Königsmordes in der deutschen Geschichte des Mittelalters, hat schon jetzt zu verschiedenen Gedenkveranstaltungen, zu Tagungen und Vorträgen geführt, in denen die Historiker versucht haben, einen weniger bekannten staufischen König, den Bruder und Nachfolger des gewaltigen Heinrich VI., der Vergessenheit zu entreißen und seine geschichtliche Bedeutung zu thematisieren. Dies schließt an mehrere Forschungsunternehmen dieser Art an, die freilich noch offenlassen, was ein solches „Jubiläum“ an wissenschaftlichen Fortschritten zu erbringen vermag, gerade wenn es darum geht, eine eher als „Randfigur“ der Geschichte betrachtete Persönlichkeit in neuem Lichte erscheinen zu lassen. Eine ähnliche Veranstaltung des Jahres 2006 hatte an den Tod Kaiser Heinrichs IV. 1106 erinnert mit dem Versuch, das äußere Bild, die Physiognomie dieses unglücklichen und in tragischer Vergessenheit endenden, von seinem Sohn abgesetzten Königs zu zeichnen: Auch in diesem Fall bleibt offen, ob wir ihn damit besser kennengelernt haben.

Und nun noch ein Drittes, das, so scheint es, so gar nichts mit unserer Thematik zu tun hat. Meine Beschäftigung mit dem Karlsruher Hoftheater, also den dramatischen Bühnenwerken, die hier wie anderswo in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gespielt wurden, lenkte das Augenmerk auf die Historiendramen, die sich damals großer Beliebtheit erfreuten, die jedoch, darüber hinaus, die Vorstellungen von der eigenen Zeit im Spiegel der Geschichte in populärer Form darboten. Insbesondere bildete die Stauferzeit eine der Perioden, mit denen man sich zu identifizieren suchte, und die Bilder von den Kaisern und Königen der Stauferzeit, der wissenschaftlichen Darstellung des Historikers Friedrich von Raumer folgend, in den Stauferdramen von Nienstädt und Ernst Raupach, dem großangelegten Versuch von Christian Dietrich Grabbe, zur Identifikation mit der eigenen Gegenwart auszuformen, kennzeichnen den entscheidenden Schritt auf dem Wege zur nationalen Einheit des, wie man meinte, an das mittelalterliche Reich der Staufer anknüpfenden neuen Nationalstaates, den man erstrebte und schließlich dann auch – im wilhelminischen Kaiserreich – gefunden zu haben glaubte. Zahlreiche Bilder, so in der Kaiserpfalz in Goslar, haben dies sinnfällig dargestellt.

Damit ist ein Problembereich angesprochen, der zum Tagungsthema „Mythos Staufer“ zurückführt und den es im folgenden zu betrachten gilt. Ob und wenn ja, seit wann es den Staufermythos gegeben hat, dies ist eine Frage, die sich nur klären lässt, wenn man die Staufer im Kontext einer langen geschichtlichen Entwicklung und in der Beurteilung ihrer jeweiligen Zeit zu sehen versucht. Im Hochmittelalter ist von ihnen, den „Staufern“, gar nicht die Rede, jener Dynastie von Königen, in denen der Name Friedrich vom Vater auf den Sohn vererbt wurde, fünf Herzogen von Schwaben in ununterbrochener Reihenfolge, von denen der Erste jedoch, Herzog Friedrich I. von Schwaben, eine Tochter Kaiser Heinrichs IV. zur Frau hatte, deren Kinder als die Erben des salischen Königshauses auch die Saliernamen Konrad und Heinrich trugen und damit den Anspruch auf das deutsche Königtum dokumentierten, den sie vertraten. Barbarossa war der erste „Friedrich“ auf dem deutschen Thron und als römischer Kaiser. Von den Stauern, dem von der eher bescheidenen Adelsburg im Norden Schwabens abgeleiteten Namen für die Dynastie der Friedriche, ist zunächst nicht die Rede; erst im 13. Jahrhundert spricht etwa die deutsche Kaiserchronik von einem „Stoufaere“ und meint damit Friedrich Barbarossa, der zunächst, wie sein Vater und Großvater, Herzog von Schwaben gewesen war. Die Burg auf dem Hohenstaufen, weithin sichtbar wie der Hohenzollern, ist erst im 19. Jahrhundert zum namengebenden Symbol für das Königshaus geworden wie das nahe dabei gelegene Kloster Lorch, das jedoch nie Königsgrablege geworden ist. Auch Konrad III., der, so ist überliefert, dort begraben sein wollte, wurde dann schließlich in der Domkirche zu Bamberg bestattet, und Philipp, von dem gleich zu reden sein wird, in der Königsgrablege zu Speyer. Auch die Italiener, um dies einzuflechten, kennen den Hohenstaufen und die „Staufer“ nicht. Für sie sind die Staufer die „Suevi“, die Herzöge von Schwaben, die ihren Anspruch auf die Herrschaft im Reich südlich der Alpen mit allen Mitteln durchzusetzen versuchten, und Schwaben, so scheint es, bildete auch eines der Kraftfelder, aus denen die „Friedriche“ stets neue Ressourcen für ihre Unternehmungen zu gewinnen vermochten. So ist auch Philipp, dies im Vorgriff, für die kuriale Kanzlei stets der „Herzog von Schwaben“, und dieser Name ist ihm in der Geschichtsschreibung auch geblieben. „Stauferzeit“ und „Stauferherrschaft“ kennzeichnen, dies bleibt festzuhalten, einen historiographischen Begriff, dem erst das 19. Jahrhundert in seiner Reichsideologie zur Geltung verhalf.

Das gleiche gilt auch für den „Mythos Staufer“. In Italien findet man eher gegenteilige Vorstellungen. Da sprach man vom „verruchten Geschlecht“ der Erben und Nachkommen Friedrichs II. (*in hoc pravo genere*), ohne das Wort „Staufer“ zu gebrauchen, eine Königsfamilie, die man mit Hass verfolgte, bei den Guelfen der italienischen Städte, in der

Kurie und im normannischen Königreich. In Deutschland brachte man mit dem Hohenstaufen den volkstümlichen, zu hohem Alter gelangten Barbarossa in Verbindung, der sein Lebenswerk in einem gewaltigen Kriegsunternehmen des christlichen Abendlandes zu krönen versuchte, vielleicht auch mit seinem Sohn, Heinrich VI., den man jedoch als brutalen und kalten Machtmenschen ansah und den sein früher Tod aus weit ausgreifenden Planungen riss. Doch zum „Mythos“ wurde erst Friedrich II., der im fernen Italien lebende Kaiser, dessen Tod man, als er nach langer Regierungszeit starb, in Deutschland nicht wahrhaben wollte. Er lebe und werde wiederkehren, so sagte man, und werde sein Reich in Frieden regieren. Ihn suchte man zunächst im Kyffhäuser, der gewaltigen Reichsburg am Harz, und erst Jahrhunderte später wurde aus dem dort schlafenden Kaiser der alte Barbarossa, der auf dem Kreuzzug ums Leben gekommen war und dessen Grab man nicht kannte. Mit beiden, dem ersten Friedrich, der einen Großteil seines Lebens in harten und letztlich erfolglosen Kämpfen in Italien zubrachte, und seinem Enkel, der als Kaiser nur einmal für kurze Zeit in das Land seiner Vorfahren zurückkehrte, verband sich bei den Deutschen das Bild von Macht und Größe des staufischen Königtums, und beide wurden zu den Prototypen einer Herrschaftsidee, die in der Tat den „Mythos Staufer“ begründete, der jedoch erst einsetzte, als die Staufer längst der Übermacht ihrer Feinde erlegen und schließlich erloschen waren. Doch die Hoffnungen auf ein einiges und machtvolles Reich der Deutschen blieben bestehen und wurden im 19. Jahrhundert zur Leitidee, zunächst der Dichter und Schwärmer. Aber als das neue Reich zustande gekommen war, fanden in ihm die Staufer zu neuer Realität und erfuhren populäre künstlerische Gestaltung in Wort und Bild. Barbarossa erstand neu in dem alten Kaiser Wilhelm I., dem man den Beinamen „Barbablanca“ beizulegen versuchte und den sein Enkel und Nachfolger gar als „Wilhelm der Große“ in mythische Höhen zu erheben versuchte, und wenn der Staufer Friedrich II. in dieser Phase hinter dem Großvater zurücktrat, so, weil man Mühe hatte, ihm, dem „Italiener“, seinen Platz in der deutschen Geschichte zu sichern, ohne das Wort „Staufer“ zu gebrauchen. Die Grabstätten Heinrichs VI. und Friedrichs II. in Palermo, also dem inzwischen ebenfalls zu staatlicher Einheit zusammengetretenen Italien, eigneten sich weniger zum nationalen Symbol der Deutschen als der Kyffhäuser, die Reichsburg im Herzen Deutschlands. Wie dann Friedrich II. in seiner Einzigartigkeit erkannt und schließlich zum Exponenten eines neuen, eines „geheimen Deutschland“ wurde, schließlich sogar zum ersten „Europäer“ heutiger Prägung, dies kennzeichnet einen spannenden Vorgang der Historiographie des 20. Jahrhunderts, den in allen Nuancen nachzuzeichnen freilich den Umfang dieser Betrachtung sprengen würde.

Damit ist unsere Fragestellung umrissen. Vor dem Hintergrund der von den Stauern bestimmten Geschichte des 12. und 13. Jahrhunderts, der „Stauerzeit“, heben sich einzelne Könige dieser Zeit ab, die freilich bei den Zeitgenossen, in den mittelalterlichen Quellen, dann aber auch in den Geschichtsbildern der neueren Zeit ganz verschiedenartige und zeitlich differenzierte Beurteilungen erfahren haben, auch wenn die kritische Wissenschaft die Richtung wies, in die man sich bewegte. Aber auch sie war abhängig von Zeitströmungen und Denkweisen, denen die Gelehrten ebenso folgten wie die Dichter und Maler, welche die Geschichte ihrer Zeit verständlich machten. Bei allen Wandlungen freilich, die das Bild Friedrichs II. erfuhr, blieb das Bewusstsein seiner Einzigartigkeit, seiner Größe. Der „Mythos Stauer“ ist letztlich der „Mythos Friedrichs II.“, ein Begriff, der bis heute lebendig blieb. Wir fragen im folgenden nach den Königen, die vor, während und nach Friedrich II. in Deutschland regiert haben und die, so meint man zu erkennen, in seinem Schatten standen. Vielleicht führt es zu einem besseren Verständnis der Zeit um 1200 und der Jahrzehnte danach, wenn man sie nicht nur als eine Zwischenperiode ansieht, die Barbarossa und Heinrich VI. folgte, der Universalherrschaft Friedrichs II. vorausging, sondern wenn man sie in ihrer Eigengesetzlichkeit zu verstehen versucht. Dem gilt der Blick auf Philipp von Schwaben, dessen „Jubiläum“ wir feiern, auf König Heinrich, den „vergessenen“ König, und ein letzter Blick auf Konradin, der in Deutschland nie König war und mit dem man doch das Ende der staufischen Königsherrschaft gekommen sah. Es ist, um dies vorzuschicken, ein Blick auf lauter jugendliche Könige und junge Männer, die damals die Welt zu regieren versuchten: Als Kaiser Heinrich VI. im Alter von 33 Jahren starb, war Philipp von Schwaben gerade 21 Jahre alt, bei seinem Tode auch er erst 32. Heinrich, 1235 von seinem Vater als König entmachtet, war damals 24 Jahre alt, 16 Jahre jünger als der damals 40jährige Friedrich II., 31 Jahre alt bei seinem Tode. Sein Bruder Konrad IV., um auch an ihn zu erinnern, trat mit 22 Jahren als König an die Stelle des Vaters und starb mit 26 Jahren. Konradin schließlich war 16 Jahre alt, als er zu seinem unglücklichen Feldzug nach Italien aufbrach, der ihm den Tod brachte. Keinem von ihnen war es vergönnt, sein Lebenswerk auszureifen und abzuschließen.

Der Stellvertreter

Nun also zu „Philipp von Schwaben“, dem „Jubilar“ von 2008. Als Kaiser Heinrich VI. am 28. September 1197 in Messina starb, im Alter von 32 Jahren, war sein jüngerer Bruder unterwegs nach Italien, um den dreijährigen Friedrich, Heinrichs Sohn, in Apulien abzuholen und ihn zur Krönung nach Deutschland zu geleiten. Philipp war diesem Auftrag des Kaisers gefolgt, nachdem er zuvor in Schwaben seine Hochzeit mit der byzantinischen Prinzessin Irene gefeiert

hatte. In der zweiten Septemberhälfte zog er mit einer verhältnismäßig kleinen Truppe schwäbischer Ritter durch das Etschtal nach dem Süden. Bei Montefiascone, so heißt es, erreichte ihn die Nachricht vom Tode Heinrichs, und sogleich brachen in Italien schwere Unruhen aus, die Philipp mit seiner Mannschaft in schwere Bedrängnis brachten. Offenbar hat er gar nicht den Versuch unternommen, seinen Weg nach Rom fortzusetzen, wo ihm, wie seinem Bruder, Feindschaft entgegenschlug. Der Papst, der 90jährige Coelestin III., verhängte den Bann gegen den „Herzog von Schwaben“, gleichsam ein Akt der „Sippenhaft“, denn zuvor war ja auch Heinrich VI. wegen seines Übergriffs auf den Kreuzfahrer Richard Löwenherz dem päpstlichen Bann verfallen. Nach Deutschland zurückgekehrt, wo er an Weihnachten in Hagenau einen Reichstag einberief, stellte sich dem gerade 20jährigen Staufer eine schwere Aufgabe. Philipp verstand sich zunächst als der Stellvertreter seines Neffen, des Kaisersohns Friedrich, den Heinrich VI. im Sinne seiner zunächst zurückgestellten, also von den Fürsten nicht gebilligten Erbreichspläne diesen als König zu präsentieren gedachte. Doch das königliche Kind war ja unter der Vormundschaft der Mutter in Palermo geblieben, in einer den Deutschen gegenüber feindlichen Umgebung, und in Deutschland scheint von vornherein geringe Neigung bestanden zu haben, einen unmündigen König aus dem Süden zu akzeptieren. Die bereits vorhandenen und nach dem Tode des Kaisers offen zutage tretende Opposition gegen das staufische Haus unter den geistlichen und weltlichen Fürsten fand ihren Niederschlag in den verschiedensten Versuchen, Königskandidaten zu benennen, den sächsischen Herzog Bernhard von Meißen und auch den Zähringer Berthold, einen ehrgeizigen und machtbewussten Fürsten – dem wir in Dramen des 19. Jahrhunderts nochmals begegnen werden. Weshalb er seine ursprünglich akzeptierte Kandidatur zurückzog, darüber wurde schon damals viel spekuliert.

Einen Namen hat man in diesem Zusammenhang gar nicht geäußert, denjenigen des neben Philipp noch übrig gebliebenen Barbarossasohnes, des Pfalzgrafen Otto von Burgund, der im Alter zwischen dem 1196 gestorbenen Konrad und Philipp stand. Doch Otto galt als gewalttätig, war als sittenlos und roh verschrien und war in viele Fehden im Westen des Reichs verwickelt, als ein streitbarer Konkurrent des Zähringers und des Bischofs von Straßburg. Eine Mordtat an dem Grafen Ulrich von Pfirt wurde als persönlicher Racheakt aufgefasst, und sein Bruder Philipp hatte alle Hände voll zu tun, um den Burgunder aus dem Mächtenspiel um das Reich herauszuhalten und den Schaden zu begrenzen, den Otto dem Ansehen des königlichen Hauses zufügte. So blieb Pfalzgraf Otto begrenzt auf Aktionen als Sachwalter des burgundischen Erbes seiner Mutter, während er als Königskandidat zu keinem Zeitpunkt infrage kam. Schon

Heinrich VI. scheint ihn nicht in seine Hauspolitik einbezogen zu haben, soweit sich diese auf den Norden, auf Deutschland bezog. Im Jahr 1200 ist auch er gestorben und Philipp blieb der einzige Barbarossasohn, der staufisches Hausgut und Reichsgut zusammenzuhalten vermochte.

Wann Philipp den Entschluss fasste, sich zur Königswahl zu stellen, ist nicht eindeutig auszumachen. In Hagenau scheinen die Würfel gefallen zu sein, auch wenn Philipp am 21. Januar 1198 in Speyer für die Stadt Speyer eine Urkunde ausstellte, die ihn *Philippus divina favente clementia dux Sueviae* nennt, eine merkwürdige Mischung aus Elementen der herzoglichen wie der königlichen Intitulatio, aber doch noch in der Stellvertreterposition für Friedrich II., bis zu dessen Volljährigkeit er seine Vormundschaft übernehmen wollte. Doch bald war zu erkennen, dass mit einer Ankunft des staufischen Kindes aus Sizilien nicht zu rechnen war, und so handelte Philipp von nun an als der Erbe des staufischen Hauses und Vollstrecker des Willens seines Vaters und Bruders. Dass er deren Machtpositionen erst würde zurückerwerben müssen, zeichnete sich ab.

Die nun folgenden Vorgänge gehören zu den vieldiskutierten und –beschriebenen Ereignissen der Geschichte des Hochmittelalters und zu den folgenreichsten Ereignissen schlechthin: Die Königswahl Philipps im thüringischen Mühlhausen am 6./8. März 1198, die Wahl des Welfen Ottos IV. am 9. Juni 1198 in Köln, seine Krönung in Aachen und die Königskrönung Philipps in Mainz, schließlich die Stellungnahme des 1198 neu gewählten Papstes Innozenz III. im deutschen Thronstreit und die langjährige Auseinandersetzung Philipps mit seinem welfischen Gegner und den opponierenden Fürsten – Dinge, die für ihn eine glückliche Wendung zu nehmen schienen, als sich 1208 seine Versöhnung mit dem Papst anbahnte. Die Fragen um die deutsche Königswahl haben die Rechtshistoriker gerade des 19. Jahrhunderts sehr bewegt, der Kampf der Könige mit der Kurie erhielt zur gleichen Zeit eine scharfe, auch konfessionell bestimmte Tendenz, und der Gegensatz zwischen Staufern und Welfen, der in Italien zur Parteienbildung der Ghibellinen und Guelfen führte, wurde zum politischen Schlagwort, das sich wie ein roter Faden durch die Geschichtsschreibung des 19. und noch des 20. Jahrhunderts hindurchzieht.

So wichtig dies alles für die geschichtliche Diskussion der neueren Zeit geworden ist, so ist bei allem dem das Bild König Philipps merkwürdig konturenlos geblieben. Zwischen der Doppelwahl und Philipps Tod liegt ein zehnjähriger Zeitraum, der in den Geschichtsbüchern meist mit wenigen Sätzen abgetan wird. Selbst ein Dichter wie Walter von der Vogelweide, der seinen König verehrte und kritisierte, möchte ihn gerne energischer, machtbewußter sehen, als

ob er gewusst hätte, dass dem König die Zeit fehlen würde, das Erreichte festzuhalten und auszubauen. Die Altersweisheit Barbarossas fehlte ihm naturgemäß ebenso wie die Brutalität und Machtbesessenheit Heinrichs VI. – falls man an diesem Klischee festhalten will. Philipp, so scheint es, blieb der Kleriker, der zum Kirchenfürsten bestimmte jüngste Sohn des Hauses, ein wissenschaftlich gebildeter, jedoch militärisch wenig geschulter, milde gesinnter und hochherziger Mann, der für seine Rolle nicht vorbereitet war, die er einzunehmen gezwungen war. So hören wir es auch von dem Chronisten Burchard von Ursberg. Nun ist Burchard, ein Prämonstratenser aus Schussenried, später Propst in Ursberg, über dessen Person man wenig weiß, ein ausgesprochener Parteigänger der Staufer, und obwohl er an Philipp auszusetzen hat, dass er seinem Stift durch zu hohe Abgaben Schaden zufügte, widmet er ihm doch eine freundliche Charakteristik, mit der er das Kapitel Philipp beschließt. Sie klingt in sich schlüssig, auch wenn man berücksichtigt, dass die Topoi eines Königs – Milde, Beredsamkeit, Güte, Freigiebigkeit – gültigen Normen entsprechen. Bei Heinrich VI. klingen sie freilich anders. Auch Philipps Ehe mit der Byzantinerin Irene, die sich später Maria nannte, Walter von der Vogelweide nennt sie eine „Rose ohne Dornen“, sah man als harmonische Liebesbeziehung an und man schätzte seine Liebenswürdigkeit im Umgang mit Anderen. Die körperlichen Eigenschaften des offenbar feingliedrigen und eher schwächlichen Mannes schildert Burchard in ähnlicher Weise. Sie lassen Philipp zwar als zart, aber doch als wohlgestaltet, ja geradezu als schön und liebenswürdig erscheinen; er ist blond und von mittlerer Figur, also vielleicht eher dem Typus der Mutter entsprechend. Dem entsprechen die Ergebnisse der anthropologischen Untersuchungen an den relativ gut erhaltenen Überresten Philipps im Speyerer Königschor. Fast bis in alle Details stimmen sie mit der Charakteristik Burchards überein, der den König offenbar gekannt, zumindest aber gesehen hat. Auch danach gewinnen wir das Bild eines in seiner Kindheit in klösterlicher Umgebung aufgewachsenen und geschulerten, also eher schwächlichen, im übrigen aber freundlichen und sympathischen Mannes, dem vielleicht, auch im physischen Sinne, das kraftvolle um nicht zu sagen brutale Durchsetzungsvermögen von Vater und Bruder abging.

An dieser Stelle darf man die wenigen bildlichen Darstellungen, die von Philipp überliefert sind, einflechten. Carl Willemsen hat sie zusammengestellt und kommentiert. Doch ebenso wie die Siegelbilder stehen die Darstellungen Philipps jeweils in einer Reihe von normativen Königsbildern. Dies gilt vor allem für die um 1250 im Prämonstratenserstift Weissenau bei Ravensburg entstandenen, den Texten von Urkunden für Weissenau beigefügten Miniaturen unter anderem der Könige von Friedrich I. bis zu Friedrich II. und der Herzöge Konrad und

Friedrich (V.) von Schwaben. Wie Vater und Bruder ist auch Philipp schematisch dargestellt, als König mit Zepter und Reichsapfel, bartlos. Merkwürdigerweise steht er auf einer stilisierten Rose, während Barbarossa auf einem fratzenhaften Löwenkopf zu stehen scheint (Abb.). Ob damit der Person des mächtigen Herrschers diejenige des eher milden und freundlichen Sohnes gegenübergestellt werden sollte, so wie ihn die Stiftsherren von Weissenau kannten? Jedoch genau auf denselben Typus verweist der Miniaturenzyklus der Könige von Konrad III. bis zu Friedrich II. in der Brüsseler Handschrift der Kölner Königschronik, wenig später als die Weissenauer Bilder und auch künstlerisch reifer und ausgeformter. Die Könige tragen hier nur das Zepter, halten die eine Hand, bei Philipp ist es die Linke, in einem herrscherlichen Gestus erhoben. Die Gesichtsausdrücke sind konform und nicht ausgeprägt; auffallend bei Heinrich ist die ausgearbeitete Kleidung samt den Schuhen. Portraitelemente möchte man nicht annehmen, zumal sich auch Otto IV. nahtlos und ohne nennenswerte Abweichung in diese Reihe einfügt.

Interessant ist eine Abbildung in dem „Liber ad honorem Augusti“ des Petrus de Ebulo, eine am sizilischen Hofe Heinrichs VI. und zu seinen Ehren verfasste Chronik, die um 1195-1197 entstanden ist. Eines der Bilder ist Friedrich Barbarossa gewidmet, dem Kaiser, unmittelbar vor Beginn seines Kreuzzuges (unten eine Szene des kaiserlichen Heeres auf dem Marsch durch Kleinasien). Das Mittelbild zeigt den Kaiser, der seine Hände segnend über seinen Söhnen Heinrich und Philipp erhoben hat. Heinrich wird als König dargestellt, Philipp, noch als Knabe, mit einem Mantel bekleidet, der, wie von einem Windstoß emporgehoben, die rechte Bildhälfte auszufüllen scheint (Abb.). Philipp hatte damals wohl das Klerikergewand schon abgelegt, der Text verweist darauf, dass der Vater sich im Alter von seiner kaiserlichen Nachkommenschaft umgeben ließ. Herzog Konrad von Schwaben (+ 1197) wurde nicht mehr berücksichtigt; die Nachkommenschaft Barbarossas bestand für den Maler der Chronik nur noch aus dem ältesten und dem jüngsten Sohn. Dass Philipp König werden würde, ist noch nicht erkennbar.

Eine letzte in diesem Zusammenhang zu erwähnende Darstellung ist nur deshalb zu nennen, weil sie im Auftrag Friedrich von Raumers von dem Maler J. Raabe als „authentisches Bild Philipps“ gefertigt wurde (Abb.). Als Vorlage diente die Plastik, eine Sitzfigur an der Nordseite des mittleren Turms der Steinernen Brücke zu Regensburg, darunter die Inschrift P[H]ILIP[PUS] R[E]X ROMA[NORUM]. Die etwa 85 cm. hohe Steinplastik, ein Hochrelief mit unbearbeiteter Rückseite, mag um 1207 entstanden sein, im Zusammenhang mit einem Zollprivileg Philipps für Regensburg, und zeigt den König mit Vollbart und als älteren Mann (Abb.). Als Gegenstück nimmt man eine Figur der Königin Irene-Maria an, das jedoch nicht erhalten ist. Die recht rohe und unbeholfen wirkende Plastik lässt sich nur schwer mit den

bisherigen Bildern Philipps vergleichen; man ist geradezu geneigt, es etwas älter anzusetzen, könnte an Barbarossa denken, wenn sich nicht die Inschrift auf Philipp beziehen würde – aber sie könnte ja auch nachgemaiselt sein. Jedenfalls war der Maler Raabe nicht gut beraten, ihr Porträtcharakter zuzuschreiben, und seine Rekonstruktion führt nicht weiter. Doch insgesamt, dies mag als Fazit dieses kurzen Einblicks in die Bildergeschichte Philipps dienen, sind wir auch auf dem Wege zum Bildporträt des Königs nicht weitergekommen. Die Beschreibung Burchards von Ursberg führt näher an dieses heran als alle uns erhaltenen zeitgenössischen Miniaturen, denen wir später und in anderem Zusammenhang noch ein weiteres Beispiel hinzuzufügen haben.

Milde und Freundlichkeit, aber zugleich herrscherliche Tugenden, Stärke und Beharrlichkeit:

Die späteren Beurteilungen, die Philipp erfuhr, sind von diesen Gegensätzen geprägt. Sahen die einen in ihm den Mann der ausgleichenden Diplomatie, der sich jedoch in zäher Beharrlichkeit durchzusetzen versuchte, so ziehen ihn andere der Nachgiebigkeit, der mangelnden Härte. Doch sollte man nochmals Burchard zitieren und ihm in diesem Zusammenhang das Schlusswort einräumen: *Constet ex predictis, quod potenter regnaturus fuisset sicut et alii de parentela eiusdem, si non impedisset mors.* Nur sein früher Tod habe es verhindert, ebenso machtvoll in Erscheinung zu treten wie seine Vorfahren; vielleicht, so denkt auch der Chronist, sei er dem Erfolg nahe gestanden, als er ums Leben kam. Damit jedoch ist der Tod Philipps angesprochen, seine Ermordung in Bamberg am 21. Juni 1208 durch den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach. Dieses Ereignis hat die Phantasie der Zeitgenossen wie der Historiker mehr bewegt als alles andere; es beendet, im Sinne Burchards von Ursberg, ein unvollendetes Leben. Als der erste Königsmord in der deutschen Geschichte hat es Beachtung gefunden.

Bei der Beurteilung dieses Ereignisses folgt man einem anderen Chronisten, dem Mönch Otto von St. Blasien, der die Chronik Ottos von Freising fortgesetzt hat. Auch für ihn ist Philipp der *pious princeps*, der *rex piissimus* und *christianissimus*, also der milde und fromme König. Ihm stellt er den ehrgeizigen und wilden Pfalzgrafen Otto gegenüber, dem Philipp früher seine Tochter zur Ehe versprochen habe, sie ihm dann aber verweigerte, als er erkannte, dass Otto durch seine Gewalttätigkeit dessen nicht würdig gewesen sei. In der Tat ist man der St. Blasischen Chronik gefolgt, indem man angenommen hat, dass ein enges Treueverhältnis zwischen Philipp von Schwaben und dem ihm in Freundschaft verbundenen Otto von Wittelsbach bestand, das durch eine Heiratszusage mit einer der Töchter des Königs gesichert

war. Deren Aufkündigung unter für Otto entehrenden Umständen sei das eigentliche Mordmotiv gewesen. Otto, der freien Zugang zu den Gemächern des Königs hatte, in die sich dieser zur Ruhe zurückgezogen hatte, fügte ihm eine tödliche Wunde zu und entkam unbehelligt; danach wurde er geächtet, aufgespürt und durch den Marschall Heinrich von Kalden getötet, die Burg Wittelsbach zerstört. Philipp wurde zunächst in Bamberg begraben, später, auf Geheiß seines Neffen Friedrich II., nach Speyer gebracht und dort in der königlichen Gruft beigesetzt. So weit die Fakten, die unbestritten sind. Immerhin wurde die Phantasie der Zeitgenossen durch die Mordtat angeregt, und wenig später wurde sie auch im Bild wiedergegeben: Unter den Bildfassungen der sächsischen Weltchronik, die besonders dramatische Szenen in kleinen Miniaturen einfügte, findet man auch jene, die Otto von Wittelsbach in voller Rüstung zeigt, wie er den unbewaffneten König mit dem Schwert angreift und tödlich verletzt. Abwehrend hebt Philipp die Hände, ohne sich jedoch zu verteidigen (Abb.). Der Text der Chronik geht auf die Einzelheiten des Vorgangs nicht ein, die dem Verfasser wohl auch nicht bekannt waren.

War Otto von Wittelsbach ein Einzeltäter? War er ein aufstrebender Fürst, der sich dem König ebenbürtig fühlte und der in seine Verwandtschaft einzutreten versuchte, um damit seine eigene Herrschaft aufzuwerten? Oder war er, wie einige Quellen vermuten lassen, eingebunden in eine Adelsverschwörung um die Grafen von Andechs, die mit der Ermordung des Königs politische Ziele verfolgten? Diese Frage wurde in jüngster Zeit wieder in der Vordergrund gerückt, und seltsamerweise wurde sie angestoßen durch einen Bamberger Theaterintendanten, Rainer Lewandowski, der 1998 in Bernd Ulrich Hucker, dem Biographen von Philipps Kontrahenten Otto IV., einen Mitstreiter fand. Hucker versuchte den Beweis anzutreten, es habe eine förmliche Verschwörung insbesondere ostbayerischer Adelige um die Grafen von Andechs gegeben, die in Otto von Wittelsbach den Vollstrecker ihrer politisch motivierten Aktion gefunden habe. Eine erst in diesem Jahr veröffentlichte Untersuchung kommt nach gewissenhafter Überprüfung der Quellenbelege zu dem ernüchternden Ergebnis, weder die eine noch die andere Auffassung sei letztendlich beweisbar und legt nahe, bei der bisherigen Meinung zu bleiben: Philipp ist das Opfer einer persönlichen Racheaktion, der freilich, so möchte man hinzufügen, hohe geschichtliche Bedeutung beizumessen ist.

Merkwürdig an dieser neu aufgeflammten Diskussion ist jedoch, dass sie von einem Theaterfachmann ausging, der dem eher banalen Geschehen um den Tod des Königs einen dramatischen Akzent beizumessen versuchte. Damit erhält ein von uns als historisches Ereignis von großer Tragkraft angesehener Vorgang in der Tat eine andere Signifikanz, und die

Forderung des Dramatikers an den Historiker ist aus seiner Sicht begrifflich, auch wenn sie nicht zum Ausgangspunkt geschichtlichen Forschens gemacht werden kann. In der Tat enthält der Stoff viel Dramatik, und so hat er in der Tat Bearbeiter gefunden. Zu erwähnen ist das Schauspiel in 5 Akten „Otto von Wittelsbach“ des Münchener Theaterdirektors (ab 1792) Joseph Marius von Babo (1756-1822), eines aus dem Rheinland stammenden Gelehrten, der 1789 als Studiendirektor der Militärakademie am Münchener Hof Karriere machte. Seine Theaterstücke weisen ihn als versierten Dramatiker aus, fanden Beachtung und wurden noch weit ins 19. Jahrhundert hinein gespielt, insbesondere seine Historiendramen. 1783 erschien die erste zusammenfassende Ausgabe seiner Werke, doch „Otto von Wittelsbach“ scheint schon 10 Jahre früher entstanden zu sein; 1782 wurde das Stück in Mannheim uraufgeführt.

Die Fakten um den bayerischen Pfalzgrafen, dessen Vorfahr gleichen Namens in der Frühzeit Friedrich Barbarossas auf dessen Italienzügen große Verdienste erworben hatte und 1156 zum Herzog von Bayern erhoben wurde, waren dem Theaterdichter bekannt und ebenso die Umstände um den Königsmord von 1208, um den allein es in dem Theaterstück geht. Babo schloss sich, als er das Stück verfasste, durchaus an die darüber berichtenden Quellen an, wonach die Ermordung des Staufers kein politischer, sondern ein persönlich motivierter Racheakt gewesen sei. Otto wird als Freund des Königs geschildert, aus der Sicht des Dichters ein edler und beim Volke populärer Fürst, der sich der Untertanen, der Armen und Bedrückten annahm, eine oftmals wiederkehrende Metapher des damaligen Historiendramas aus lokal-vaterländischer Sicht. Philipp habe ihm seine Tochter zur Ehe versprochen, aber er habe dann, unter veränderten politischen Vorzeichen, seine Meinung geändert und habe damit den Freund in seiner Ehre gekränkt und gedemütigt. Der Mord war also ein Ehrenhändel zwischen dem König und einem zurückgesetzten Fürsten. Soweit lässt sich dies auch im Theaterstück nachvollziehen, doch dann folgt eine historisch wie dramaturgisch eher unverständliche Wendung. Denn Otto beharrt zwar auf der Rechtlichkeit seines Tuns, doch den Mord am König (bei Babo heißt er stets der „Kaiser“) bereut er zutiefst. Auch die Kränkungen, die er erfahren hatte, rechtfertigen ihn nicht. So nimmt er sein Schicksal der Reichsacht, der Verfolgung und schließlich seines Todes auf sich und man sieht die Stammburg Wittelsbach in Flammen aufgehen, sie verschwindet für alle Zeiten.

Babos Stück, am Ende des Alten Reiches verfasst, kurz bevor ein Wittelsbacher König von Bayern wurde, hat damit ein durchaus zwiespältiges Thema aufgegriffen, und hat zu den Ruhmestaten des Hauses Wittelsbach in der mittelalterlichen Kaisergeschichte auch eine seiner „Schandtaten“ auf die Bühne gebracht. Die „Reue“ Ottos ist also so etwas wie die Kapitulation

der Fürstenpolitik des „kaiserlosen“ 19. Jahrhunderts vor der Kaiseridee, die nach 1806 eine Leitidee von der Romantik bis in die Gründerjahre geblieben ist. In diesem Sinne hat Babo das Geschehen von 1208 im Sinne der dem Geschehen innewohnenden Dramatik behandelt, hat sie aber zugleich im Sinne der bayerischen Staatswerdung aktualisiert. Ernst Raupach hat, so möchte man annehmen, das Babo'sche Stück gekannt und hat einige Jahrzehnte später das Thema in seinem „Philipp von Schwaben“ wieder aufgenommen, diesmal im preußischen Sinne. wobei man in dem bei Raupach besonders weichen und nachgiebigen König Philipp ohne Mühe den preußischen König Friedrich Wilhelm III. erkannte, in Philipps Gemahlin Irene die beliebte und hochherzige Königin Luise. Die Ermordung Philipps sollte wohl den Zusammenbruch Preußens symbolisieren, die für Raupach dann aufgehoben wurde im Wiedererstarken Preußens. Auf Philipp folgte Friedrich II., der bei seinem ersten Auftreten in Deutschland (1212) das Reich vom Joch des Welfen Otto IV. erlöste. Philipp jedoch blieb das Odium des „Zwischenkönigs“ in der Zeit der „tiefsten Erniedrigung“ des Reiches.

Die Wiederentdeckung der Hohenstaufen im Zuge romantischer Geschichtsdeutung und im Rahmen der „vaterländischen Geschichte“, die sich zunächst im regionalen Umkreis der „kleinen Vaterländer“ abspielte, hat viele Gesichter, und das Beispiel Philipps im Rahmen der Hohenstaufengeschichte gibt dies deutlich zu erkennen. Raupachs Geschichtswerk, darauf wurde schon hingewiesen, wurde begeistert aufgegriffen, aber es ließ vielen Deutungsmöglichkeiten Raum. Bald stellten sich ihm die ersten Quellenausgaben der neu ins Leben gerufenen Monumenta Germaniae Historica an die Seite, die ein tragfähiges Fundament geschichtlichen Wissens schaffen sollten. Doch dem Bedürfnis nach populären Geschichtsbildern haben die Theaterautoren Rechnung getragen und haben dabei eine weitaus größere Wirkung erzielt als die Geschichtsschreiber und Geschichtsforscher. Doch ihnen allen ging es um das „Reich“, dessen Wiedererrichtung man erhoffte und als dessen Exponenten sich mehr und mehr die neuen Könige, an ihrer Spitze Preußen, etablierten. Die Art und Weise, wie sie sich die Stauer aneigneten und sich in diesen identifizierten, bleibt weiterzuverfolgen.

Der geächtete König

Ließ sich am Beispiel Philipps beobachten, wie er in die Bilderwelt seiner Zeit einbezogen, wie er danach auch in dramatische Szenen eingebaut wurde, so sei ein Ausblick gestattet auf einen König, von dem es kein Bild gibt, der auch in jüngster Zeit keine ihn ehrende Darstellung erfuhr, einen König, der geradezu der Vergessenheit anheimfiel, die man als eine Form der „damnatio memoriae“ verstehen kann: Den ältesten Sohn Kaiser Friedrichs II. mit dem Königsnamen

Heinrich. Nur 16 Jahre jünger als der Vater ist er in Sizilien aufgewachsen, wo er schon als einjähriges Kind zum König gekrönt wurde (1212), wurde er mit 8 Jahren in Frankfurt zum römischen König gewählt (1220) und zwei Jahre danach in Aachen gekrönt. 1228 hat Heinrich die Vormundschaft der im Auftrag des Kaisers über ihn wachenden deutschen Fürsten abgeschüttelt und hat seitdem als *Heinricus septimus*, als König Heinrich VII., regiert – so nennen ihn die Urkunden der deutschen Kanzlei. Sieben Jahre lang, bis zu seiner Entmachtung, war er König gewesen, ehe er gefangengesetzt und schließlich in Kalabrien, von der Welt abgeschieden, sein Leben auf dem Weg von einem Gefängnis zum anderen endete.

Alle diese Fakten sind bekannt und lassen sich in neueren Darstellungen bis in alle Einzelheiten nachlesen. Doch sie wurden lange fast ausschließlich im Zeichen des Vaters, des allmächtigen Kaisers Friedrichs II. gesehen, der seiner Zeit das Gepräge gab. Ihm blieb der endgültige Sieg über seinen unbotmäßigen Sohn, der es gewagt hatte, dem Vater zu widersprechen und die Regierung in Deutschland mit anderen Mitteln zu führen als dieser. Denn als der Vater im Sommer 1235, nach 15jähriger Abwesenheit, nach Deutschland zurückkehrte, wo er die Unterwerfung Heinrichs entgegennahm, als er sich dort nur ein Jahr lang aufhielt, um Ordnung zu schaffen, da wurde er als Friedensbringer, gleichsam als Messias empfangen, umjubelt und bestaunt, als der Kaiser, der da mit fremdländischem Gepränge durch das Land seiner Vorfahren zog, in merkwürdigen orientalischen Gewändern, Gold, Silber und Edelsteine in vielen Wagen mit sich führend, mit einer sarazenischen Leibwache und mit exotischen Tieren, die ihm folgten. Dies alles steigerte noch die Ehrfurcht vor dem Kaiser, der aus weiter Ferne kam und von dem nur die deutschen Fürsten, die Ritter zu erzählen wussten, die in Italien bei ihm Dienst taten. Nun war er da, zeigte sich in erhabener Majestät, inszenierte glanzvolle Feste, so im Juli 1235, als er in Worms seine Hochzeit mit einer englischen Prinzessin feierte, aber auch in Marburg, wo er an der Spitze einer, wie es heißt, millionenstarken Menschenmenge die Landgräfin Elisabeth von Thüringen als Heilige verehrte. Die Unterwerfung seines Sohnes spielte sich in Wimpfen ab, auch dies eine sinnfällige Inszenierung; danach wurde Heinrich gefangen gehalten, unter anderem in Heidelberg, ehe er nach Italien abtransportiert wurde, und dort blieb er bis zum Ende seines Lebens. Friedrich hatte gesiegt, ohne gekämpft zu haben, und als Triumphator behielten ihn die Deutschen in Erinnerung, auch als er auf Nimmerwiedersehen davonzog. Selbst sein Tod im Jahr 1250 konnte die Menschen hierzulande nicht davon überzeugen, daß es ihn nicht mehr gab. Man sah ihn in den Kyffhäuser entrückt und erwartete, er werde eines Tages wieder in sein Land zurückkehren, um Ordnung zu schaffen und den

Menschen Frieden zu bringen. Friedrich blieb das Maß aller Dinge, „der größte der Fürsten der Erde, das Staunen der Welt und ihr wunderbarer Wandler“ (Matthäus von Paris).

Vor diesem Hintergrund wurde auch sein Sohn gesehen, der keinen zeitgenössischen Biographen gefunden hat, der ihm Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Das Lied Walthers von der Vogelweide, der den jungen König als „wildwachsen Kind, für die Rute leider zu groß, fürs Schwert noch allzu klein“ ansprach, hat weitergewirkt und hat das Bild eines ungebürdigen, in kindlichem Übermut politische Unbesonnenheiten begehenden Königs gefestigt, und so ist es lange geblieben. So zeichnet ihn auch Raumer, und der schon so oft zitierte Raupach hat denn auch kein Königsdrama über Heinrich geschrieben, sondern hat ihn als Kapitel, als Episode der Geschichte Friedrichs II. dramatisiert. Erst in jüngster Zeit haben die Historiker versucht, besser zu verstehen, was da geschehen ist und fragten nach den grundsätzlichen Unterschieden zwischen der „Universalpolitik“ Friedrichs II. und der „Regionalpolitik“ Heinrichs, die ganz auf Deutschland ausgerichtet gewesen sei mit dem Ziel, sich dort ein königliches Territorium am unteren und mittleren Neckar zu schaffen. Darüber lässt sich diskutieren, und die Frage, ob nicht vielleicht Heinrich in seiner aus längerer Erfahrung gewonnenen Kenntnis des Landes und seiner Menschen eine Konzeption vertrat, welche die staufische Herrschaft im Reich der Deutschen hätte sichern können, wurde immer wieder gestellt. Doch Friedrich setzte sich durch, und der Blick auf seine „imperiale Politik“ führte zu dem Urteil, „die Unerfahrenheit, Ungeduld und Fahrigkeit im Handeln des jungen Königs erzeugten Unruhen, die Friedrich nicht brauchen konnte und die ... dem Königtum mehr schaden als nützen musste“. Es gibt viele Urteile dieser Art, die der übermächtigen Gestalt Kaiser Friedrichs Tribut zollten und so folgerichtig den Sohn als Aufrührer, als unklugen und die Genialität des Vaters verkennenden Hitzkopf ansahen, eine Fehlbesetzung in einer entscheidenden Phase der deutschen Geschichte. So sah es auch Eduard Winkelmann, der besonders scharf mit Heinrich ins Gericht ging – vielleicht auch dies einer der Gründe, weshalb er keinen Versuch unternahm, Heinrich in den Regesta Imperii einen gebührenden Platz zuzuweisen.

Als er daranging, die zweite Auflage der von Johann Friedrich Böhmer bearbeiteten Regesta Imperii für Friedrich II. und seine Söhne Heinrich und Konrad zusammenzustellen und in die Neubearbeitung dieses maßgeblichen Quellenwerks der spätstaufischen Königsurkunden einzubringen, da war die „Nummer“ für Heinrich VII. inzwischen vergeben. Sie trug der Luxemburger Heinrich, der 1308 in Aachen zum König, 1312 in Rom zum Kaiser gekrönt wurde, Dantes Kaiser und von den Ghibellinen in Italien mit großen Hoffnungen empfangen, doch schon im Jahr danach in Pisa gestorben und im dortigen Dom begraben. Er war „Heinrich

VII.“. So nannte er sich selbst, seitdem er Kaiser war, und seine Zeitgenossen taten es auch. Das daraus entstehende Dilemma haben schon Böhmer und, ihm folgend, Julius Ficker und Eduard Winkelmann bekanntlich so gelöst, daß sie den Staufer Heinrich zwar in die Zählung einbezogen, seine Nummer jedoch mit einer Klammer versahen, ihn also Heinrich (VII.) nannten, und dabei ist es geblieben. So liest man es in der Literatur bis zu Wolfgang Stürners zweibändigem Werk über Friedrich II. von 1992 und 2000 und den Jahrbüchern Heinrichs, bearbeitet von Peter Thorau, Teil I erschienen 1998. Nachträgliche Versuche, Heinrich doch noch zu einer regulären Nummer zu verhelfen, so in Emil Franzels Dissertation über „König Heinrich VII. von Hohenstaufen“ von 1929, setzten sich nicht durch, und so hört man gelegentlich auch in Vorträgen von „Heinrich dem Klammer-Siebten“, wenn von ihm die Rede ist. Haben wir es also mit einem Schönheitsfehler zu tun, einem Lapsus um einen vergessenen König, den die Historiker unserer Tage nicht auszubügeln vermochten, oder geht es um etwas ganz anderes? Hatte man schon, als Heinrich VII., der Luxemburger, seinen Romzug antrat, seinen gleichnamigen Vorgänger so völlig vergessen, dass man diesen in der Reihe der deutschen Könige auslassen konnte, obwohl er fast 15 Jahre lang als König rechtsgültige Urkunden ausgestellt hatte und das Reich neben und im Auftrag seines Vaters regierte?

Hier ist eine der schwierigsten Fragen in der Beurteilung Kaiser Friedrichs II. angesprochen, die sich nur schwer wird lösen oder wenigstens erklären lassen. Es gibt kein Quellenzeugnis, wonach der nach 1235 im Süden Italiens in strenger Isolationshaft gehaltene Heinrich im Gedächtnis seiner Zeit geblieben ist. Man weiß nichts darüber, ob er jemals Besuche erhalten, Gespräche geführt, Informationen über die Verhältnisse im Reich entgegengenommen hat. Seine Haftbedingungen waren offenbar hart, und da man durch neuere Untersuchungen an seinen Gebeinen festgestellt hat, dass er an der Lepra, dem unheilbaren Aussatz erkrankte, hatte er auch keine Aussicht, noch einmal in das Leben zurückzukehren. Als der 31jährige 1242 seinem Leben aus Anlass eines Ortswechsels ein Ende setzte, wurde ihm im Dom zu Cosenza ein ehrenvolles und königliches Begräbnis zuteil, doch in Deutschland scheint man diese Nachricht kaum wahrgenommen und registriert zu haben. An keiner Stelle wurde seiner gedacht, in keiner Kirche wurde seine Memoria begangen, wurde der Jahrtag seines Todes gefeiert; man kennt keine Stiftung für ihn. Mit ihm verschwinden seine Söhne Heinrich und Friedrich in der Versenkung; wenige Jahre nach dem Tod des Vaters sind auch sie – irgendwo in Unteritalien – gestorben, ohne dass jemals davon die Rede war, dass sie königlichen Geblüts waren und als Enkel Friedrichs II. Herrschaftsansprüche besaßen. Am rätselhaftesten jedoch sind die Briefe, fünf an der Zahl haben sich erhalten, die der kaiserliche Vater versandte, um in

ihnen in bewegendem Wortlaut den Tod des geliebten Sohnes zu beklagen. Als Stilübungen wollte man sie betrachten, als Ausfluss geheuchelten Vaterschmerzes – denn wer wollte daran zweifeln, dass sich Friedrich über das Ergehen seines auf seinen Befehl hin eingekerkerten Sohnes hat informieren lassen. Als Toten hat er ihn beklagt, den Lebenden jedoch fern von sich und seiner Welt gehalten. Was wir nach altrömischer Terminologie als „damnatio memoriae“ bezeichnen, hat hier, so scheint es, seinen mittelalterlichen Sinn behalten, dem Toten die Memoria an seinem Grab zu versagen. Die Tilgung des Namens König Heinrichs begann bereits mit seiner Verbannung und setzte sich fort, als dem verstorbenen König eine Grablege zuteil wurde, die den Deutschen fremd blieb und für sie keinen Erinnerungswert behielt. An seine Stelle trat, nach dem Willen Friedrichs II., sein jüngerer Bruder Konrad, der den Vater freilich nicht lange überlebte. Bei diesem gewollten Vergessen ist es geblieben; das Bild Heinrichs verblasste und hat an keinem Ort eine Verdichtung erfahren. Auch das 19. Jahrhundert hat ihn nicht in seine Bilderwelt einbezogen. Er war dem Mythos Friedrichs II. erlegen.

Im Sande verscharrt: Der letzte Staufer

Mit einer letzten Betrachtung wollen wir diesen Gedankengang abschließen. Sie gilt Konradin, dem letzten Staufer. An ihm, dem „kleinen Konrad“, blieb diese Diminutivform haften, denn nicht als deutscher König, sondern als Herzog von Schwaben, ist er 1267 als Fünfzehnjähriger nach Italien aufgebrochen, um dort sein Erbrecht wahrzunehmen. Seine ghibellinischen Anhänger in der Toskana, in Pisa haben ihn zwar freundlich, sogar mit Jubel empfangen, aber zugleich stellte sich ihm die antistaufische Fraktion entgegen, und als er in der Schlacht bei Tagliacozzo der überlegenen Militärmacht seiner unter Führung Karls von Anjou stehenden Gegner unterlag, setzte ihn dieser einem scheinbar legalen „Hochverratsprozess“ aus, der zu seiner von vornherein feststehenden Verurteilung führte. Am 29. Oktober 1268 wurde er, zusammen mit seinem Freund Markgraf Friedrich von Baden, Herzog von Österreich, auf dem Marktplatz von Neapel öffentlich hingerichtet. Sein Leichnam wurde zunächst auf dem Strand von Neapel verscharrt, später aber dann doch in der Kirche S.Maria del Carmine in Neapel beigesetzt, wo sein Grabmal noch heute zu sehen ist. Der Bildhauer Berthil Thorwaldsen hat es im Auftrag des bayerischen Königs Maximilian II. entworfen. Doch anders als bei König Heinrich ist eine „damnatio memoriae“ nicht zustande gekommen, auch wenn die Guelfen in Italien triumphierten, während dort die Ghibellinen den Tod Konradins mit Erschütterung und Trauer wahrnahmen. Man trauerte dem „glänzenden Jüngling“ nach, den man nachträglich in die Reihe der Könige einbezog, auch wenn er nie als Konrad V. diese Rolle eingenommen hat,

und so endet die staufische Geschichte mit ihm – auch wenn es noch weitere Nachkommen der Stauer in Italien und im Reich gegeben hat.

Im Gegensatz zu Heinrich blieb also Konradin in der deutschen Geschichtsschreibung präsent. Man bedauerte zwar seinen Entschluss, zu früh und ohne wirkliche Unterstützung seinen Königsanspruch in Italien gesucht zu haben und tadelte sein unüberlegtes Handeln. Aber sein jugendliches und doch würdevolles Auftreten insbesondere während seines Prozesses, seine Freundschaft zu Friedrich von Baden, der ihn in den Tod begleitete, ja die Hinrichtung selbst begründeten einen Mythos, der das Ende der Stauer überhöhte und verklärte. Dichter und Maler haben es in Worte und Bilder gekleidet, und wenn Christian Dietrich Grabbe von dem „Obersekundaner Konradin“ sprach, der ihn nichts angehe und der zu Recht in völliger geschichtlicher Unbedeutung geendet habe, so sahen es andere ganz anders. Das „Sterben in Schönheit“, gleichsam in jugendlicher Kraft symbolisierte den Untergang der Stauer und mit ihnen des mittelalterlichen Imperiums. Erinnern darf man hier in Karlsruhe an das große Bild Anton von Werners in der Kunsthalle, das Konradin und seinen Freund zeigt, wie sie im Gefängnis Karls von Anjou in offensichtlichem Gleichmut und in Würde das Todesurteil entgegennahmen, das ihnen verlesen wurde. Anton von Werner hat dieses Bild für Großherzog Friedrich von Baden gemalt, da er annahm, ihn an seinen Vorfahr Friedrich von Baden-Österreich und seine Treue zu König und Reich erinnern zu dürfen, und wenn der Großherzog, aus politischen Gründen, das Bild zunächst zurückwies, so fand es dann doch später den Weg in seine Kunstsammlung. Noch auf ihren Kavaliereisen nach Italien haben die badischen Prinzen des 19. Jahrhunderts Neapel aufgesucht, um sich dort, am Grabe Konradins, die Geschichte des eigenen Hauses im staufischen Kampf um das Reich vor Augen zu führen. Karl Hampe, der Heidelberger Historiker, hat dann die Geschichte Konradins erstmals wissenschaftlich aufgearbeitet, und man erzählte sich, er sei, wenn er im Kolleg das Ende des jungen Königs in Neapel vortrug, von Rührung übermannt worden, auch wenn ihm die Unerbittlichkeit des Faktums vor Augen stand. Hampe schließt sein Werk: „Es war ein trauriges Verhängnis, dass er, der vor Eifer glühte, die Macht und den Ruhm seines Hauses neu zu befestigen, als der letzte seines Geschlechtes frühzeitig sterben sollte. – Aber nicht unwürdig seiner hohen Ahnen hat er ein kurzes Leben gelebt und sein leidvolles Ende ertragen“.

Stauferbilder – Im Wandel der Zeit

Was zeigt dieser kurze und fragmentarische Blick auf drei Könige der späten Stauerzeit, auf ihre Herrschaft und ihren Tod, so wie ihn die Zeitgenossen, wie ihn die Gelehrten und

schließlich die Künstler gesehen und gestaltet haben? Sie gerieten in Vergessenheit, so wie der Name Friedrich, auch wenn ihn ein Habsburger nochmals geführt hat, als Königsname verschwindet. Im „Heiligen Römischen Reich“ des Spätmittelalters und der Neuzeit gab es keine dynastischen Anknüpfungspunkte, und auch ein Fürst wie der sächsische Kurfürst Friedrich der Weise, der sich als Nachkomme der Staufer hätte bezeichnen können, spielte diese Karte in seinen politischen Bestrebungen nicht aus. Auf den Ruinen des Hohenstaufen entstand eine Landesfestung des württembergischen Herzogs, und die Königsgrablege in Speyer, wo Philipp von Schwaben ruhte, versank in Vergessenheit in einer verkommenen und 1689 zur Ruine werdenden Domkirche. Kein Wunder, dass im Zeichen der Befreiungskriege gegen Napoleon und der Wiedererweckung der deutschen Kaiseridee die Staufer nicht hier „verortet“ wurden, sondern im Kyffhäuser am Harz, später auf dem Trifels und schließlich in der elsässischen Hohkönigsburg, die Wilhelm II. als Symbol staufischer Herrschaft wiedererrichten ließ. Dass dieser in unzeitgemäßen geschichtlichen Kategorien denkende Schwärmer den Weg Barbarossas nach Jerusalem zu Ende zu gehen versuchte, dass er sich einen Thron in einem Palast auf dem Kapitol errichten ließ, dies gehört wohl eher zu den Verirrungen einer Stauferrezeption ohne Gegenwartsbezug. Doch die neuen Bilder blieben an Barbarossa und an seinem Enkel Friedrich II. orientiert, die den jetzigen Bedürfnissen entsprechend thematisiert wurden. Andere Könige hatten in dieser Bilderwelt keinen Platz, sei es, dass sie sich, wie Philipp von Schwaben, nicht zum Mythos eigneten, sei es, dass sie, wie König Heinrich, als Antifiguren, als unwürdige und unnütze Abkömmlinge der großen Staufer gesehen wurden. Friedrich II., der in die Ferne Entrückte, blieb gleichwohl der Exponent staufischer Größe: Dass man sein Grab in Palermo kannte, mag schließlich dazu beigetragen haben, dass im Kyffhäuser sein Großvater, der im Orient verschollene alte Barbarossa seinen Ruheplatz erhielt.

Unser Ausgangspunkt war ein Jubiläum, jenes von 1208, das an einen Königsmord erinnert. Jubiläen schaffen „Memoria“ im modernen Sinne, sie erinnern an eine Person, die man dem Vergessen zu entreißen versucht. Dies mag von kurzlebiger Dauer sein, wie eine Sonderbriefmarke, die schnell wieder aus dem Verkehr gezogen wird und allenfalls dem Sammler wichtig bleibt. Doch dahinter steht, über das Tagesgeschehen hinaus, eine Aufgabe für den Historiker von heute. Gerade angesichts der zeitgebundenen Interpretationen, der Fehlleistungen von Historikern, Malern, Dichtern wird erneut zu prüfen sein, in welcher Weise solche Persönlichkeiten in ihre Zeit einzuordnen sind. Moderne Sozialgeschichte und Alltagsgeschichte, gestützt durch archäologische und naturwissenschaftliche Erkenntnisse, haben uns hierfür ein Instrumentarium geschaffen, das uns weiterführt, freilich auch neue

Fragen beschert, wie sie sich bei den anthropologischen Untersuchungen gerade bei Philipp von Schwaben und Heinrich (VII.) gestellt haben. Dabei werden uns die Staufer nicht mehr als „Mythos“ begegnen, wohl aber als Exponenten einer Periode, die wir als eine der großen Umbruchzeiten der abendländischen Geschichte verstehen gelernt haben.

DISKUSSION

Herr Noe: Worin bestand das Zerwürfnis zwischen Kaiser Friedrich II. und seinem Sohn Heinrich?

Prof. Schwarzmaier: Heinrich (VII.) ist als Kind nach Deutschland gekommen, während der Vater in Italien lebte und regierte, und der Vater hat Aufpasser eingesetzt, die dafür sorgen mussten, dass genau das geschieht, was er wollte. Heinrich VII., ich nenne ihn jetzt einmal so, stand lange Zeit im Zeichen dieser Aufpasser, zu denen auch Markgraf Hermann V. von Baden und der bayrische Herzog Ludwig gehörten, denen er zu folgen hatte. Dann kam die Zeit, als Heinrich mündig geworden ist, und von dem Augenblick an steht er offensichtlich im Zeichen anderer Ratgeber. Man sagt, er habe den Ratschlag der Fürsten generell in den Wind geschlagen, vielleicht zunächst einmal um diese Aufpasser loszukriegen, und habe statt dessen junge Leute in seiner Umgebung, insbesondere Ministerialen zu seinen Ratgebern gemacht. Daraus habe sich im Laufe der Zeit eine andere Konzeption seiner Regierungsführung ergeben, die derjenigen widersprach, die der Kaiser als deutscher König und die von ihm eingesetzten Fürsten vertreten haben, eine Konzeption, die ganz vom universalen Königtum Friedrich II., des Vaters ausgegangen sei. Heinrich VII., so stellt man dies heute dar, habe so etwas wie Territorialpolitik betrieben und habe versucht, ein eigenes Königsland aufzubauen. Gerade das Land zwischen Heidelberg und Wimpfen, also am unteren Neckar, habe er als Königsland ganz an sich zu binden versucht und habe es zu einem königlichen Territorium ausgebaut. Friedrich II. habe vom Abweichen seines Sohnes von seiner eigenen Herrschaftsvorstellung gehört vor allem durch die Herzöge, die ihm darüber berichteten, denn man muss sich das wirklich so vorstellen, dass nun ständig Gesandte zwischen Italien und den deutschen Höfen der Fürsten hin und her liefen. Friedrich II. war davon überzeugt, dass es alles so nicht sein dürfe, womit er vor allem auch den personellen Rahmen meinte, in dem sich der junge König bewegte. Dazu kam allerdings dann noch das schlechte Odium, das man dem jungen König zugeschrieben hat. Man hat gesagt, er sei ein Lotterbube, mache nur so schlimme Sachen in jugendlichem Übermut, mit Frauengeschichten und so weiter, und das trug noch dazu bei, dass dieses schlechte Image nach Italien weiterberichtet wurde. Friedrich II. hat das zum Anlass genommen, in Deutschland einzuschreiten um die Dinge wieder so organisieren wie sie gewesen waren. Wie er dies gemacht hat, als wie schwer er die Gefahr eingeschätzt hat, die ihm sein Sohn bereitete, dies lässt sich daran ermessen, welche Kräfte er aufgeboten hat, um ihn zur Raison zu bringen. Dass Friedrich II. dann seine vorherigen Gegner als Bundesgenossen heranzieht um seinen Sohn zu bändigen und ihn an die Kandare zu nehmen, dass es also zu schweren kämpferischen Auseinandersetzungen kam, dies ist im Verhältnis von Vater und Sohn schwer zu erklären, zwei Menschen, die sich im Alter relativ nahe standen, die sich aber

fast nie gesehen und gesprochen haben. Man ist tatsächlich heute geneigt sich zu fragen, wie weit in ihnen zwei völlig veränderte Konzeptionen vom Königtum aufeinander geprallt sind, die eine, die von Italien ausging, von einem König, der zeitlebens in Italien geherrscht und gelebt hat, und jene, die an den Verhältnissen in Deutschland orientiert sind, die anders verlaufen sind, als jene in dem straff organisierten normannischen Königreich. Vielleicht war Heinrich wirklich der Auffassung, hier vor Ort, wo er die Verhältnisse kenne, müsse er die Dinge so machen, wie ich sie für richtig hielt. Dass er dies in der stürmischen Unbedachtsamkeit eines Jünglings tat, mit einer ebenso jungen Berater- und Mitarbeitergruppe, darf man unterstellen. Jedenfalls hat dies zu dem Zwist geführt, bei dem Heinrich eben völlig entmachtet wurde und untergegangen ist.

Prof. Roellecke: Also ganz offen gestanden, ich hatte dieselbe Frage. Und Deine Antwort ist mir ein bisschen abstrakt. [Einwurf von Prof. Schwarzmaier: ich kann sie ja auch noch konkretisieren.] Ich meine, man kann auch sagen: Heinrich VII. hat Hochverrat begangen, und das ist nun ein ziemlich schlimmes Verbrechen.

Prof. Schwarzmaier: Er ist ja des Hochverrates angeklagt und danach auch verurteilt worden.

Prof. Roellecke: Aber man muss doch den objektiven Ablauf sehen. Es ist ja durchaus so, dass Heinrich in Deutschland Bündnisse mit den Gegnern seines Vaters abgeschlossen hat. Also ehrlich gesagt, da hätte ich ihn auch umgebracht.

Prof. Schwarzmaier: Die Anklage gegen Heinrich lautete auf Hochverrat, und er musste sich dem stellen. Heinrich hat diese Anklage nicht akzeptiert, sondern er war der Meinung, er habe als König gehandelt und habe als König das getan was ihm oblag, während der Vater den Hochverrat natürlich von seiner eigenen Person, von seiner imperialen Macht her definiert hat. Und insofern hat Heinrich in dem Augenblick, als er vor dem Tribunal seines Vaters stand, eigentlich das Spiel schon verloren gehabt. Die Frage, auf die dies hinläuft, und das ist vielleicht die weiterführende Sache, ist die, ob Heinrich eigentlich abgesetzt wurde oder ob er König geblieben ist? Friedrich II. hat den Sohn zur Unterwerfung gebracht. Das hat sich in den üblichen Ritualen abgespielt, wie wir sie in anderen Situationen auch kennen, er hat sich gedemütigt und so weiter. Im Anschluss daran pflegt dann normalerweise die rituelle Versöhnung zu kommen, das Versöhnungsmahl, die Umarmung und der Friedenskuss, doch alle diese Dinge haben nicht stattgefunden, sondern Heinrich wurde offensichtlich eine totale Unterwerfung abverlangt, unter Zurückgabe der Krone. Und Heinrich hat das nicht getan, er hat also den Spruch des Vaters nicht akzeptiert und war der Meinung, er sei König geblieben, während Friedrich II. selbstverständlich davon ausgegangen ist, dass er seinen Sohn abgesetzt hat. Doch absetzen können natürlich nur die Fürsten in einem förmlichen Verfahren, nicht der König.

Dr. Müller: Wenn ich noch mal auf das 19. Jahrhundert abheben darf. Sie sprachen von der ersten Hälfte des Jahrhunderts, den Kaiserideen dieser Zeit. Ist es am Ende des 19. Jahrhunderts nicht auch anders gesehen worden? In den Geschichtsbüchern ist ja, wenn von der Stauferzeit geredet wird, immer vom Untergang die Rede, der mit dem Tode des Monarchen ein Ende bedeutete. Mit dem Untergang eines Fürstengeschlechts verband sich auch eine solche Endsituation, wie sie dann wenig später sogar als „Untergang des Abendlandes“ – auch in der falschen Verwendung dieses Spengler’schen Begriffes – beschworen wurde. Aber diese

Untergangsfaszination blieb ein Thema. Ich habe im Mai 1946 angefangen in Heidelberg zu studieren, und das Vorlesungsprogramm begann mit dem Untergang der Staufer. Und da war Fritz Ernst, den damit die Assoziation aufs „Dritte Reich“, ohne dies auszusprechen, fasziniert hat, weil auch damit eine Untergangsstimmung angesprochen war. Er sagte dies im Unterschied zu den jungen Studenten, die wissen wollten, wie es aufwärts geht und die wenig vom Untergang erleben wollten. Aber diese Untergangsmelancholie und die Sehnsucht der Deutschen nach den fortdauernden Reich, die sich immer wieder auch auf die Staufer konzentrierte, das ist ein Phänomen, das in verschiedenen Epochen der deutschen Geschichte anzutreffen ist.

Prof. Schwarzmaier: Ich denke, das was Sie vom Untergang der Staufer und damit vom Untergang des Reiches sagen, das ist eine Terminologie des 19. Jahrhunderts, die sich natürlich dann im 20. Jahrhundert fortsetzt. Und gerade in dieser Identifikation des 19. Jahrhunderts mit dem staufischen Reich konnte man dann das Ende der Staufer als einen totalen Einschnitt, als ein Ende des Reiches sehen, was es ja insofern auch gewesen ist, als in der Reichsgeschichte wirklich eine neue Periode anfängt mit Rudolf von Habsburg, die nicht nur in einer neuen Dynastie besteht, sondern in der die Kontinuität, die man bei den Staufern gesehen hat, abbricht zu Gunsten eines neuen Wahlkönigtums. Man hat dies bei der Betrachtung des Spätmittelalters als ein schwaches Königtum angesehen, das eigentlich dem Reich seine Zentralidee entzogen hat. Das Reich hatte sozusagen seine Würde verloren in dem Augenblick, als der letzte Staufer die Königsmacht abgegeben hat. Was dann kam, denken Sie an das Königtum von Wenzel und Ruprecht, an Friedrich III. oder was auch immer, das wurde nur noch als Nachwehen gesehen, eine Reichsherrlichkeit, die das gar nicht mehr gewesen war. Und im Grunde genommen wurde das im 19. Jahrhundert dann genau so gesehen. Man hat das Reich identifiziert mit dem Reich Barbarossas und auch noch mit dem Reich Friedrich II. als Universalreich, das aber dann doch zusammengebrochen ist als man nichts mehr spürte von dieser universalen Reichsidee, und die spätmittelalterliche Reichsidee, die es ja gab, hat man überhaupt nicht wahrgenommen. Und wenn Sie sagen, dass dies in Heidelberg 1946 auch im Kolleg zum Ausdruck gekommen ist, dann wehte vielleicht auch der Geist von Karl Hampe noch in den Hörsälen. In Tübingen war es genauso, wo Johannes Haller bis 1945 gelehrt hatte. Sein Schüler war Fritz Ernst, und in Tübingen dann Heinz Dannenbauer, der sich gedanklich nicht von Haller entfernt hat. Und so war es wohl auch in anderen Universitäten, wo die letzten großen Historiker, die die Geschichte des Reiches geschrieben haben, nun als Emeriti noch gewirkt haben. Was Ernst betrifft, so hat er sich ja bemüht, nach dem Kriege eine neue Sicht der Dinge einzuleiten. Er wusste, das Reich ist nun endgültig zu Grunde gegangen, es wird es nicht mehr geben, denn was es nach 1945 gegeben hat, waren die Besatzungsmächte und war ein zerstückeltes Gebilde. Was nun Spengler betrifft, so hat er diesen Begriff ja nicht aus der Luft gegriffen, und es steckt sicherlich bei ihm auch diese Vorstellung von der Lust am Untergang, dem was Sie „Untergangsmelancholie“ genannt haben. Ich denke schon, dass der „Untergang des Reiches“ einer Terminologie entsprach, die sicherlich im 19. Jahrhundert aufgebaut wurde, ebenso wie die vom „ewigen Reich“. Jedes Mal, wenn im 19. Jahrhundert der Nationalstaat in eine Krise geraten ist, dann ist wohl dieses Wort vom „Untergang“ bemüht worden.

Frau Roellecke: Ich möchte noch einmal zurückkommen auf den König Friedrich mit seinem Sohn, also auf die königlichen Kinder und ihre Ehen. Es war ja auch von Philipp von Schwaben

die Rede und seiner Ehe mit einer byzantinischen Prinzessin. Was Heinrichs Verrat an seinem Vater anbelangt, so war das ein Stück Politik. Wieweit gilt dies auch für diese Familienereignisse, waren auch sie Politik und hatten entsprechende Auswirkungen?

Prof. Schwarzmaier: Die Heirat Philipps mit der Byzantinerin Irene ist ja eine Generation früher. Ihn muss man aus der Sicht seines Vaters sehen, und dies betrifft die sogenannte Hausordnung Barbarossas. Barbarossa hat ursprünglich fünf Söhne gehabt, die er alle eingebaut hat in die Positionen des Reichs. Das waren politische Maßnahmen. Jeder dieser Söhne schloss eine ganz reiche Heirat bzw. sie wurde für ihn geschlossen. Heinrich VI. hat die Normannin Konstanze in Palermo geheiratet, der Älteste, der Friedrich hieß, sollte mit einer englischen Prinzessin verheiratet werden, und Konrad von Schwaben wurde mit einer kastilischen Prinzessin verheiratet. In diesem Sinne hat der jüngste, Philipp, ganz logisch eine byzantinische Prinzessin bekommen, und zwar in dem Augenblick, in dem man wusste, dass Philipp einbezogen wird in die Hausordnung des Vaters. Philipp sollte ursprünglich Bischof werden und wurde dann zurückgeholt in den weltlichen Stand. Doch die Söhne des Kaisers sollten keine deutsche Grafen- oder Herzogstochter mehr heiraten, sondern eine europäische Königstochter. Und in diesem Sinn muss man auch dieses Bild sehen, das ich gezeigt habe <Barbarossa mit seinen Söhnen Heinrich und Philipp in der Chronik des Petrus von Ebulo>. Friedrich Barbarossa ist der Kaiser, der über dem Ganzen steht. Dann sind seine Söhne der Reihe nach gestorben, zum Teil noch vor dem Vater oder bald danach. Die beiden um 1196/97 übrig gebliebenen Söhne, Heinrich und Philipp, werden bei Petrus gezeigt. Heinrich ist bereits König, Philipp kommt noch gleichsam als Jugendlicher herangeeilt und wird einbezogen in den Segen des Vaters, diesen Segen für seine königlichen Kinder. Wir haben uns vorhin ein wenig unterhalten über diese seltsame Figur Philipps mit dem wallenden Mantel, ob das eine Bedeutung hat oder ob man das wirklich nur sehen muss aus der Augenblicklaune des Malers heraus, der diesen Platz auf dem Pergament ausgefüllt hat. Aber unabhängig von diesem Bild entspricht es der Konzeption Barbarossas, der Kaiser geworden ist und der als Kaiser seinen Söhnen auch königliche Ehen und königliche Funktionen zubilligt und insofern natürlich auch Philipp. Nachfolger kann nur einer werden - Heinrich VI., der Kaiser.

Prof. Himmelein: Eine fast private Anmerkung zur Stauferezeption. Am Anfang meines Interesses für die Stauer stand ein Buch von einem „Leutnant der Reserve“, als solcher hat er sich im Vorwort bezeichnet, geschrieben von Walter Hotz, „König und Verschwörer. Männer und Mächte um Heinrich 7. von Hohenstaufen, 2 Aufl. 1940. Das habe ich als Schüler mit größter Begeisterung gelesen und daher rührt mein Interesse. Der Verfasser war Pfarrer in Rheinsbronn im Odenwald und hat später <1976> das Handbuch der Kunstdenkmäler in Elsaß und Lothringen und sich als Kunsthistoriker und Burgenforscher betätigt. Sein Buch über Heinrich (VII.) ist übrigens ohne allzu krasse Anbieterungen an den Zeitgeist geschrieben worden, wobei nie vom „Untergang der Stauer“ die Rede war, sondern immer vom „Ende der Stauer“. Das wurde dort ganz sachlich abgehandelt, mit vielen schönen Abbildungen von den Stauerburgen und Zitaten aus dieser Zeit, und wenn Sie vorhin von der Rolle der letzten Stauer sprachen, das Bild von den Stauern vom Ende her aufgerollt, so entspricht es dieser Faszination. Viele Jahre hat mich dies auch beruflich beschäftigt. Dazu noch eine Frage zu Heinrich VII. Eine Zeit lang hat man Heinrich ja versucht aufzuwerten als Vertreter einer

deutschen nationalen Politik gegenüber der „internationalistischen, fremdstämmigen und fremdländischen“ Politik seines Vaters. Was hat es damit auf sich?

Prof. Schwarzmaier: Das ist in der Tat eine Tendenz. Sie sprechen an auf die Biographie Heinrichs von Emil Franzel. Der hat 1929 die erste wissenschaftliche Biographie Heinrichs VII. geschrieben und hat sich auch für die neue Numerierung als König eingesetzt. Das ist in der Tat eine typische Erscheinung dieser Jahre nach dem 1. Weltkrieg, also der Weimarer Jahre, die aber von den Nazis (trotz des Bündnisses mit Mussolini) weitergeführt wurde, die Einbeziehung des Königs in eine deutsche, nationale Idee, wobei man Friedrich II. nicht als spezifisch deutschen König angesehen hat, sondern ihn als „Italiener“ abklassifiziert hat, als jemanden, der eben doch nicht deutsch gedacht hat und der von Italien aus etwas getan hat, was den Deutschen schädlich war. Dem ging ja die ganze Diskussion um die „Italienpolitik“ der deutschen Könige voraus, und sie war im ganz naiven Sinne verbunden mit der Frage, was die Deutschen eigentlich in Italien verloren hatten? Man hat dabei mit Barbarossa angefangen, dem man vorwarf, er habe ein Drittel seines Lebens als König in Italien verloren und habe dort seine ganzen deutschen Ritter verheizt? Und daran schloss sich die Feststellung an, dass Friedrich I eben in Palermo und in Messina saß und hat lauter fremdländische Berater um sich hatte, auch arabische Lehrer und sonstige Leute, die seine Umgebung bildeten Und wenn er dann nach Deutschland kam, dann kommt er eigentlich als ein exotischer König, während Heinrich zum Deutschen geworden ist. Er ist zwar in Sizilien geboren, aber er ist zum Deutschen geworden und hat dann letztlich auch eine deutsche Politik vertreten, die vom Reich her gesehen war, und zwar nicht vom Gesamtreich, das Italien einschloss, sondern eben vom Reich diesseits der Alpen. Doch im Dritten Reich ist diese Diskussion an der Person Heinrichs nicht weitergegangen, und wenn Sie das Buch von Walter Hotz von 1940 zitiert haben, das ich nicht kannte, dann haben Sie auch dazu gesagt, dass sich Hotz von solchen nationalen Tendenzen ferngehalten hat. Und nach dem Krieg sind diese Töne ohnehin verstummt, vor allem auch im Zusammenhang mit einer wissenschaftlichen Forschung, die unter anderem von der Landeskunde bestimmt war.

Prof. Krimm: Man wird sich ja auch gehütet haben, an einen Glücklosen anzuknüpfen und konnte in der Polemik gegen die südorientierte Politik der Staufer eine „deutschorientierte“ Politik nicht verbinden mit einer Person, die es zu nichts gebracht hat. Aber so sehr es mich reizen würde, das Stichwort von der „Lust am Untergang“ hier zum Thema zu machen (ist diese Lust nicht identisch mit der Unfähigkeit, eigene Schuld zu analysieren und zu akzeptieren?): Im Zusammenhang Ihres Vortrages sollten wir uns noch einmal über die wechselnden Möglichkeiten der Darstellung im 19. Jahrhundert unterhalten. Sie haben das Bild von Anton von Werner genannt, das er für Friedrich I. gemalt, das ihm der Großherzog aber aus politischen Gründen nicht abgekauft hat; es war undenkbar, dass man in einer Zeit des Aufbruches in der Reichspolitik ein großes Gemälde erwirbt mit einem Sujet, das ein düsteres Kapitel der Reichsgeschichte und den Untergang darstellt. Für den Vater Friedrichs, Großherzog Leopold, war es kein Problem gewesen, das gleiche Sujet bei dem Maler Albert Gräfle für einen Zyklus von Bildern zur badischen Geschichte im Schloss Eberstein zu bestellen. Damals war das Thema dieses Bildes aber nicht der Untergang, sondern es war die Nähe des Hauses Baden zum Kaiserhaus. Dabei war auch die Hängung auf Eberstein kein „privater“ Akt; Besucher wurden durch die Räume geführt und Gräfle ließ das Bild auch als Stich verbreiten.

In diesem Kontext möchte ich auch noch einmal auf die Aufführung des Theaterstücks von Babo in Mannheim 1782 eingehen. Wie ist es möglich, dass in der Frühzeit der „vaterländischen Geschichte“, in der doch meist dynastiebezogen gedichtet wird und die ersten aufklärerischen Stücke, die von einer deutschen Nation sprechen, noch sehr dünn gesät sind, wie ist es also möglich, dass ein bayrischer Untertan ein Stück, das dem Desaster des Hauses Wittelsbach gewidmet ist, öffentlich aufführen darf? Und auch noch in Mannheim! Ist die Aufführung eines solchen Stückes in Mannheim vielleicht überhaupt nur denkbar, weil der Hof bereits in München war? Mannheim hat sich nach dem Abzug Karl Theodors ja besonders freigeistig gegeben, vielleicht, um sich von dem auf den Fürsten bezogenen Hof zu emanzipieren. Wäre diese Deutung möglich?

Prof. Schwarzmaier: Ich glaube Sie haben die Antwort schon gegeben. Darf ich auf die andere Geschichte noch einmal zurückzukommen, die Bilder von Konradin. Es gibt ja sehr viele Bilder über Konradins Prozess und Ende, am bekanntesten dasjenige von Tischbein, der genau die selbe Szene malt, die Szene, wie der Abgesandte Karls von Anjou, der Franzose, in das Gefängnis herein tritt, und da sitzen die beiden Jünglinge, also Konradin und sein Freund, beim Schachspiel. Das sind keine Bilder des Unterganges, sondern das sind im Grunde genommen sogar Bilder des Triumphs. Friedrich I. hat vermutlich dieses Bild deshalb nicht angenommen, weil in ihm tatsächlich eine starke antifranzösische Tendenz vertreten war, vertreten durch Karl von Anjou, der als finsterner Bösewicht hereinkommt, und weil wohl Friedrich I. die politische Konfrontation, die in diesem Bild gegeben war, nicht wahrnehmen wollte oder jedenfalls nicht ausstellen wollte. Aber tatsächlich lag bei den Bildern, die hier gezeigt worden sind, der Schwerpunkt nicht so sehr im künftigen Prozess und in der Hinrichtung Konradins, sondern zunächst einmal in der Würde, mit der Konradin dieses, wie man gesagt hat, illegale Scheinurteil entgegengenommen hat, und in der Freundestreue. So wollte es natürlich auch Anton von Werner dem Großherzog entgegenbringen, denn es ging ihm letztlich nicht um Konradin, sondern es ging ja um Friedrich von Baden-Österreich, der zu seinem König stand und ihm in dieser Freundestreue auch zeigt, wie eng er dem Reich verbunden ist. Es gibt dann später auch Darstellungen von der Hinrichtung Konradins, vor allem Stiche, die sehr beliebt waren. Auch diese sind nicht geprägt vom Stichwort des Untergangs, sondern wiederum von der Würde. Konradin soll ja angeblich auf dem Blutgerüst vor dem ganzen Publikum eine Rede gehalten haben. Er soll seinen Handschuh genommen und in die Menge geworfen haben, damit er an Peter von Aragon weitergegeben werde, der sein Werk fortsetzen sollte. Und dann ist er in Würde in den Tod gegangen, also wiederum so etwas wie ein Triumph im Ende. Man kann das natürlich immer so interpretieren, wie es der jeweiligen Vorstellung entspricht, aber ich glaube, die Untergangsstimmung war hier nicht gegeben. Zu Babo? Da haben Sie die Antwort eigentlich schon selber gegeben. Es ist tatsächlich so, Babo war ja zunächst einmal Pfälzer, er kam aus der Pfalz und ist dann nach München übergegangen. Er war also zunächst in Mannheim gewesen, und sein Stück ist zur gleichen Zeit in Mannheim und in München aufgeführt worden. In München ist es ein einziges Mal gespielt worden und dann wurde es verboten von Karl-Theodor, der damals bereits in München war. In München wurde es erst, ich glaube dreißig Jahre später, wieder aufgegriffen und wieder aufgeführt, obwohl es in Bayern sicher nie sehr populär war, weil das Sujet wirklich zu den Schandtaten der bayrischen Geschichte gehört hat. Wenn Sie einmal in Hohenschwangau gewesen sind, dann gibt es dort ein Wittelsbachzimmer,

das wurde unter anderem von Moritz von Schwind und seiner Schule ausgemalt, also von dem bekanntesten Malern, mit denen Ludwig I. zusammengearbeitet hat. Und in dem ganzen Wittelsbachzyklus fehlt natürlich der Königsmörder. Da stellt man Pfalzgraf Otto von Wittelsbach in der Veroneser Klause dar. Und dann sieht man Otto von Wittelsbach in Rom, mit erhobenem Schwert, mit dem er auf den Papst losgeht. Das sind die Szenen, mit denen sich die Wittelsbacher rühmten, während das andere weggeklickt wird. Insofern haben Sie vollkommen Recht, in München war das Stück eigentlich sogar ein Affront, wenn es dort zur Aufführung gebracht wurde. Und, wie gesagt, man hat es ja auch verboten. Auch im Antiquarium der Residenz in München gibt es dieselben Zyklen, natürlich die Heroisierung der Taten des Wittelsbachischen Herzogshauses unter Barbarossa und danach. Und auch dort hat man die Geschichte vom Königsmord nicht dargestellt.

Prof. Krimm: Noch einmal zur Neapel-Szene Anton von Werners. Sicher ist die vorsichtige Politik Großherzog Friedrichs I. gegenüber Frankreich gut vorstellbar. Aber er lehnte Anton von Werners Bild dezidiert ab wegen der Größe des nationalen Aufbruches, der die gegenwärtige Zeit bestimme; ein so düsteres Kapitel wolle man jetzt nicht sehen. Der Großherzog will in der Historienmalerei Nationalgeschichte gefeiert sehen – und die erträgt keine Niederlagen.

Prof. Schwarzmaier: Aber es gibt doch in jeder Niederlage auch einen Sieg. Und wenn eine Niederlage gerade im nationalen Sinne schmerzhaft ist, dann versucht man sie umzudeuten, so wie es in Canossa doch auch geschehen ist. Canossa ist im 19. Jahrhundert als ein Sieg des deutschen Königs angesehen worden, diese Auffassung hat sich dann auch durchgesetzt. Heinrich IV. hat eben wirklich nicht nur den Papst übertölpelt, sondern er hat eben auch dem Papst sein Handeln aufgedrückt. Der Papst konnte dann nicht mehr anders als ihm entgegenzukommen, ihm Milde und Gnade zu gewähren, und insofern hat Heinrich IV. gesiegt. Diese Vorstellung des Sieges Heinrichs in Canossa geht ja dann fort bis in die Darstellung bei Johannes Haller und anderen, die das Ereignis ganz mit der nationalen Brille gesehen haben, und für die es natürlich ein absoluter würdeloser Akt war, dass der König barfuß im Schnee gestanden ist. Johannes Haller geht ja weiter, er argumentiert, Heinrich sei gar nicht barfuß gewesen, sondern er habe Schuhe angehabt, die habe man nur nicht dargestellt. Das ist ein Zeichen dafür, dass man jede Sache als Sieg und als Niederlage darstellen kann. Dies gilt auch für Konradin. Da war doch fast immer der Meinung, dass der Prozess ein Scheinprozess war und dass die Argumente gegen ihn an den Haaren herbeigezogen waren, so dass auch die Verurteilung eigentlich nicht hätte zustande kommen dürfen.

Prof. Roellecke: Ganz kurz. Also die Verhandlung um Heinrich VII. ist wirklich ein Riesenproblem, auch wenn man sie von der Staatsräson aus beurteilt. Aber ich wüsste überhaupt nicht, wie man aus diesem Problem herauskommt, verstehe auch nicht die ganzen Maßstäbe, das muss ich ganz offen gestehen. Nach welchen Maßstäben soll man das beurteilen? Wie hätte das alles laufen müssen, nachdem Heinrich ja doch revoltiert hat?

Prof. Schwarzmaier: Bis zu einem gewissen Grad war das sicher auch eine Machtfrage in dem Reich, das der Kaiser vom Süden aus durch seine Gesandten kontrolliert hat und das sein Sohn in seinem eigentlichen Herrschaftsbereich, in seinem Königreich selbst unter seiner Kontrolle zu haben glaubte. Die scharfe Auseinandersetzung kommt eigentlich erst in dem Augenblick,

in dem Friedrich II. beschließt einzugreifen, in eigener Person in das Reich zurückzukehren, alle Kräfte die zu ihm halten zu mobilisieren, und da kommt der Mythos des Kaisers zum Tragen. Denn Friedrich kommt als Kaiser, und dann gibt es eigentlich keinen Widerspruch mehr. Dann sammeln sich sämtliche Kräfte, die sagen: Der Junge, der König, der war ja eigentlich nur der Stellvertreter und jetzt kommt das wahre König, jetzt kommt der Kaiser, und auf ihn haben wir gewartet, denn er muss wissen, was jetzt gemacht wird. Und dann laufen ihm alle zu. Heinrich VII. hat offensichtlich, als er von der Anreise des Vaters erfahren hat, noch alle seine Ritter, seine Ministerialen um sich gesammelt und war der Meinung, sie bleiben bei ihm. Doch dann kommt Friedrich, und es gibt keinerlei Widerstand. Überall wo er hinkommt werden Ehrenpforten aufgestellt, bricht man in Jubel aus und laufen ihm die Delegationen entgegen. Und von nun an hat er die Möglichkeit, dem Ganzen seinen Willen aufzuzwingen, und alles läuft auf seine Person zu. Dass er dann den Prozess zum Hochverratsprozess gemacht hat, was ja streng juristisch auch richtig war, entsprach seiner Sicht der Dinge. Die Sache hätte sich auch anders lösen lassen, mit einem Unterwerfungsakt mit anschließender Versöhnung und gemeinsamem Festmahl. Dass es nicht dazu kam, das haben beide Teile verhindert, aber das Mittelalter kennt viele solche Begnadigungen eines Hochverrätters; sie sind eher an der Tagesordnung, denn Milde ist eine Herrschertugend ebenso wie die Demut des sich Unterwerfenden. Aber Friedrich hat den Prozess als Hochverratsprozess zu Ende geführt, und das Urteil war entsprechend. Und da das Urteil war irreversibel und bot keinerlei Möglichkeit mehr, zu einer Versöhnung zu gelangen. So musste dies vielleicht notwendig dazu führen, dass Heinrich nach Sizilien abtransportiert wurde und das man ihm verbot, jemals wieder in das Reich zurückzukehren. Denn wäre er zurückgekehrt, dann hätte er vielleicht Anhänger gefunden, hätte es Leute gegeben, die sagten es war kein Hochverrat. Bekanntlich haben ja auch nach Heinrichs Entmachtung noch Adelige in Schwaben für ihn weitergekämpft.

Prof. Himmelein: Kann man das vielleicht auch so erklären, dass ein König und ein Kaiser in anderen Handlungstraditionen stehen? Ich meine, Heinrich fühlte sich nicht als Gesandter und nicht als Beauftragter, sondern er fühlte sich als König eines Reichsteiles Und kann man von einem regierenden König erwarten, dass er sich in allem was er tut von einem fernen Oberkaiser, der sein Vater ist, völlig unterwerfen lässt und das widerspruchslos vollzieht, was an Weisungen aus dem Süden kommt?

Prof. Schwarzmaier: Friedrich II. hat das erwartet.

Prof. Himmelein: Das ist nun eine Sache. Aber was der regierende König in Deutschland dachte, das ist etwas anderes oder kann etwas anderes gewesen sein, ohne dass ein Unrechtsbewusstsein damit verbunden ist.

Prof. Schwarzmaier: Heinrich hat als König hunderte von Urkunden ausgestellt, die in seinem Namen ausgefertigt und besiegelt wurden: Heinricus septimus divina favente rex Romanorum. Die sind alle da und sie haben Rechtskraft behalten mit Ausnahme einer einzigen Sache, die Friedrich II. revidiert hat, dem so genannten Statutum in favorem principum und in der Confoederatio cum principibus ecclesiasticis. Mit diesen Privilegien für die weltlichen und geistlichen Fürsten hat Friedrich Maßnahmen des Königs zurückgenommen. Aber zunächst einmal: Heinrich war König und was er getan hat, hat er als König gemacht und das behielt Rechtskraft. Ungehorsam des Sohnes, das steht auf einer anderen Rechtsebene.

Prof. Roellecke: Aber im Vergleich zum Kaiser galten alle europäischen Könige, auch sogar der französische, als Kleinkönige. Also an der umfassenden Macht des Kaisers habe ich eigentlich keinen Zweifel. Zu Herrn Himmelein meine ich, die Herrschaftsbeziehungen im Mittelalter hatten alle eine personale Komponente, anders als heute nicht nur in Rechtsbeziehungen, sondern auch in einem Treueverhältnis. Wenn der Sohn auch noch dieses Treueverhältnis verletzte, dann war dies wirklich sehr sehr schlimm. Man kann nicht einfach sagen, der konnte sich von seinem Vater zurückziehen, das konnte er überhaupt nicht.

Prof. Schwarzmaier: Darüber haben wir am Anfang bereits gesprochen: Der Hochverrat bestand ja nicht allein darin, dass Heinrich Maßnahmen ergriffen hat, die anders lauteten, als die, die der Vater angeordnet hatte. Sondern der Hochverrat bestand darin, dass er Parteigänger um sich gesammelt hat, die die Feinde des Vaters waren. Das ist der eigentliche Kern des Hochverrats. Und das hat man ihm natürlich auch und natürlich mit Recht vorgeworfen, wobei Friedrich auch nicht zimperlich in der Wahl seiner Bundesgenossen war. Friedrich hat ja seinerseits Leute zu Hilfe gerufen, die vorher seine Feinde gewesen waren.

Prof. Krimm: Nun sind wir in der Diskussion in einem großen Bogen über das 19. Jahrhundert wieder zurückgekommen zum Geschehen selbst und seiner schwierigen Deutung und können damit den heutigen Abend beschließen. Ich danke Ihnen allen, dass sie dabei auf so lebendige Weise mitgemacht haben.